Das Heiratsjahr.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(15. Fortsetzung.)

Freeses Kopf sank immer tiefer; aber dafür hüpften die Gedanken desto toller durch das schmerzende Hirn . . . Er war in Hohen-Kraatz beim Baron von Tübingen — wo er hin gewollt hatte. Das stand nunmehr fest. Doch wie war er hierhergekommen?! . . . Er rekapitulierte. Abreise von Berlin — Billetschwierigkeiten in Frankfurt a. O. — Guhsewitz-Plehningen — Marsch durch den Buchenwald — Wegweiser — verlaufen — Kognak getrunken . . . Da riß der Gedankenfaden mit Plötzlichkeit ab. Aber ein neuer Schreck stellte sich ein und trieb Freese alles Blut in die Wangen.

Herr des Himmels — hatte der ungewohnte Kognakgenuß ihm vielleicht die Sinne umnebelt — — so umnebelt, daß er in angetrunkenem Zustande nach Hohen-Kraatz gekommen war? Daß er vollständig vergessen, was er gestern abend noch mit Herrn von Tübingen verhandelt hatte?! . . .

Freese fühlte, wie ihm kalter Schweiß auf die Stirn trat. Aber er wollte wenigstens Gewißheit haben.

„Herr Riedecke — noch einen Moment . . . Sagen Sie 'mal — ich war wohl gestern abend so ein ganz kleines bißchen — na, machen wir keine Umstände: so ein bißchen im Schumm?"

Riedecke lächelte noch feiner als sonst.

„Es war so, Herr Doktor," erwiderte er, „aber du lieber Gott —"

Und dann zog er die Schultern hoch, als wolle er damit andeuten, daß das schon einmal passieren könne.

Freese streckte sich im Bette wieder aus und zog die Decke bis an das Kinn hinauf. Er war sehr blaß geworden . . . Es hatte also seine Richtigkeit. Er hatte sich in total betrunkenem Zustande dem Baron Tübingen vorgestellt — der künftige Hauslehrer seinem künftigen Hausherrn . . . Damit war alles verloren — jede Hoffnung und jede Aussicht — es war zum Verrücktwerden! . . . Niemals — nein, niemals im Leben hatte er zu viel getrunken — er war im Gegenteil immer eine sehr nüchterne Natur gewesen — und gerade im entscheidendsten Augenblicke seines Lebens mußte er sich vergessen . . . O, dieser teuflische Kognak! . . .

Riedecke klingelte an der Tür.

„Na, da will ich man gehn," sagte er.

Der Kandidat raffte sich gewaltsam aus seiner verzweifelten Lethargie empor.

„Riedecke," hub er mit schwacher Stimme abermals an, „sagen Sie mir doch bitte noch: ist es denn sehr aufgefallen? . . . ich meine, ist der Herr Baron sehr — ungehalten über meinen — Zustand gewesen?"

„Was denn?" gab Riedecke fragend zurück. „Unser junger Herr Baron? . . . Unser gnädiger Herr? . . . Aber, Herr Doktor! Na, wo wird der denn ungehalten gewesen sein! . . . Der war ja doch selbst so 'n bißchen! . . . Ich hab's schon gemerkt. Ich merke das gleich immer — dann spricht er das r ganz anders aus und hat überhaupt 'ne schwere Zunge. Das kenn' ich von früher her!"

Er lachte leise in sich hinein und verließ das Zimmer.

Freese blieb ruhig im Bett liegen. Die Fliege, die sich vorhin für den „Bellerophon" interessiert hatte, umkreiste jetzt seine Nase, die sie anzulocken schien. Aber Freese war das gleichgültig; er rückte und rührte sich nicht. Eine ganze Flucht von Gedanken stob durch sein Hirn.

Also der Baron war selbst ein wenig angeheitert gewesen . . . Das war im Grunde genommen ein Glück. Wenn man gleichfalls einen Schleier vor den Augen gehabt hat, sieht man die Gebrechen anderer nicht so scharf. Vielleicht hatte der Baron gar nichts bemerkt . . . Nach dem, was Riedecke sagte, konnte man das schon annehmen. Und Freese schwor sich: wenn er bei all' seinem Unglück diesmal noch Glück hatte, dann wollte er nie wieder an seinem Stern verzweifeln — nie wieder!

Es dauerte nicht lange, so klopfte es von neuem an die Tür. Der Diener brachte die Garderobe Freeses zurück; aber diesmal war es nicht der alte Riedecke, sondern ein junger Bursche in gestreifter Leinenjacke und prallen Lederhosen, der die Sachen fein säuberlich auf den Stuhl am Bette legte und die Stiefeln daneben stellte.

„Entschuldigen der Herr Doktor," meinte er dabei, „soll ich dem Herrn Doktor den Koffer auspacken helfen?"

Den Koffer! — „Alle Wetter," schoß es Freese durch den Kopf, „wo ist denn mein Tornister geblieben?! Den kann ich in meiner Besinnungslosigkeit doch nicht verloren haben!" . . . . Und willkürlich schaute er sich im Zimmer um.

Der kleine Groom bemerkte das, und ein vergnügtes Grinsen huschte über sein lustig unverschämtes Gesicht.

„Hier ist der Koffer nicht," sagte er; „ich habe auch schon Augusten gefragt, ob er noch auf dem Wagen wär'; aber August sagte nee, er hätte gar keinen mitbekommen. Ich dachte Riedecke hätt' ihn vielleicht wo hin gestellt" . . . Und der Kleine schaute sich gleichfalls um, dabei fortfahrend: „Wenn er in Schnittlage geblieben ist, dann kann ihn Gellrich oder Eisenbart ja mit dem Wiedehopf mitbringen . . . ."

Dem Kandidaten wirbelte der Kopf.

„Wer ist denn Wiedehopf und Eisenbart?" fragte er mit ersterbender Stimme. Ihm wurde immer schlechter.

„Bart," verbesserte der Kleine, „Eisenbart. Das ist der Milchmann und Gellrich ist unser Gärtner. Und der Wiedehof ist das Milchpferd. Eisenbart fährt alle Tage zweimal nach Plehningen und holt die Postitasche ab und dann bringt er Butter und Sommergemüse nach dem Tiefswitzer Vorwerk und Wömpelsdorf, und gewöhnlich hält er auch in Schnittlage an, um zu fragen, ob man dort etwas braucht . . ."

Freese wußte nicht, was er zu all dem sagen sollte. Er kannte Schnittlage gar nicht . . . wie sollte denn sein Tornister gerade nach Schnittlage kommen? . . . Er hatte nur das eine Bedürfnis, schleunige Aufklärung zu schaffen. Und das sollte auf der Stelle geschehen.

„Wie heißt du, Kleiner?" fragte er

„Stupps, Herr Doktor."

Franz schüttelte den Kopf. Was war das wieder für ein närrischer Name. Es war alles so merkwürdig in diesem rätselvollen Hause! —

„Eigentlich heiße ich Fritz mit Vornamen, Herr Doktor," fuhr der Kleine fort, der die Verwunderung Freeses merkte; „aber sie nennen mich alle Stupps . . . Ich weiß auch nicht, wie's kommt!"

Der Kandidat griff nach seinen Strümpfen.

„Hör' 'mal zu, Stupps," sagte er. „Ich muß den Herrn Baron von Tübingen sofort sprechen —"

„Die Herrschaften sind schon beim Frühstück," antwortete Stupps, „— unten im Gartenzimmer — nur der Herr Assessor schlafen natürlich noch." . . . Und Stupps lächelte verschmitzt, während er auf das Wort „natürlich" einen besonders starken Nachdruck legte . . . „Wünschen der Herr Doktor vielleicht sonst noch etwas?"

Franz dankte und erhob sich aus dem Bette, während sich Stupps mit einem Kratzfuß empfahl.

Der Kandidat versuchte nunmehr zunächst, seinen äußeren Menschen ein wenig in vorstellungsfähige Verfassung zu bringen. Er begann damit, daß er den ganzen Kopf in das Waschbecken steckte und dabei den Atem wie ein Taucher anhielt, um so lange wie möglich unter Wasser bleiben zu können. Und siehe da — das erfrischte ihn sichtlich. Es blieb nur noch eine außergewöhnliche Empfindlichkeit der Kopfhaut übrig, der traurige Rest seines Katzenjammers, das, was der Franzose sehr bezeichnend mal aux cheveux nennt. Dann kleidete er sich schleunigst, doch auch mit möglichster Sorgfalt an und beschaute sich in dem Spiegel, der über der Waschtoilette hing. Sein Gesicht gefiel ihm durchaus nicht; es sah blaß und gedunsen aus. Aber es half nicht; er war fest entschlossen, sich über die seltsame Situation, in der er sich befand, Klarheit zu schaffen und sei es auch auf Kosten aller seiner Hoffnungen und Zukunftsträume . . .

Auf der Treppe zum Entresol kam ihm der alte Riedecke entgegen.

„Der Herr Assessor schlafen noch immer," begann er, aber Freese schnitt ihm das Wort ab.

„Ich möchte den Herrn Baron von Tübingen sprechen," sagte er, „verstehen Sie mich recht: den Herrn des Hauses!"

Etwas verblüfft deutete Riedecke nach einer Glastür rechtsseitig des Treppenflurs.

„Bitte schön, Herr Doktor — die gnädigen Herrschaften frühstücken im Gartensalon!"

Freese näherte sich der Tür, aber der Mut erstarb ihm, als er durch die Glasfenster die vielköpfige Gesellschaft sah, die sich um den Frühstückstisch vereinigt hatte. Im selben Moment begannen die Hunde anzuschlagen; sie mußten die fremde Stimme gehört, vielleicht auch die Erscheinung des Kandidaten hinter den Scheiben bemerkt haben. Der grimme Baß Cäsars erscholl zuerst; hierauf setzte Lord, der Boxer, mit langtönendem Gekläff ein — dann meldete sich Mohrchen mit seinen gellen, noch jugendlich klingenden Lauten, und dazwischen schrillte der Diskant Cosys durch das Haus.

Die Tür zum Gartensalon wurde heftig aufgerissen und eine tiefe Stimme fragte: „Was gibt es denn eigentlich, zum Donn — — "

Baron Tübingen verschluckte das Fluchwort, als er Freese sah. Riedecke lächelte wieder und übernahm in respektvoller Weise die Vorstellung.

„Herr Doktor Haarhaus," sagte er, auf Freese deutend.

Tübingen streckte dem Kandidaten beide Hände entgegen.

„Doktor!" rief er, „—i, der Deibel, was freue ich mich, Sie auch einmal kennen zu lernen! Habe oft genug von Ihnen gehört — na, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen — — so ein berühmter Mann! Das ist recht von Max, daß er Sie mitgebracht hat! Hätte ich davon gewußt, so würde ich gestern abend selbstverständlich aufgeblieben sein und Sie feierlich empfangen haben — selbstverständlich! Aber gewöhnlich kriech' ich schon immer so um Zehne rum in die Klappe! Max liegt noch in den Federn! Es ging wohl wieder 'mal ein bißchen heftig in Schnittlage zu — was?! Der alte Kielmann mit seinem Burgunderpunsch — na, es ist zwar Ihr Onkel, aber ich werde ihn doch einmal gehörig ins Gebet nehmen! Mir hat er aufgebunden, Sie würden ihm zwei junge Pantherkatzen mitbringen, die wollt' er dem Zoologischen Garten schenken . . . Aber nun treten Sie näher, liebster Doktor — ich werd' inzwischen bei Max anklopfen lassen — er kann doch nicht bis in die aschgraue Ewigkeit schnuppern! . . ."

Freese blieb das Wort im Munde stecken; er konnte nur abwehrend mit der Rechten winken. Doktor Haarhaus hatte der alte Riedecke ihn genannt; er sollte Burgunderpunsch getrunken und junge Pantherkatzen versprochen haben, sollte über Nacht ein berühmter Mann geworden sein — welch' schreckliche Komödie der Irrungen spielte sich hier ab! —

„Herr Baron," sagte er, nach Atem ringend und sich energisch gegen die kraftvolle Liebenswürdigkeit Tübingens stemmend, „seien Sie mir, bitte, nicht böse —"

„I, wo werd' ich Ihnen denn böse sein!" fiel Tübingen lachend ein: „Sie meinen wegen — — aber ich bitte Sie! Ich bin doch auch einmal jung gewesen — und ich glaub' schon, daß einem in Afrika die Kehlen so ein bißchen ausdörren! Und ich kenne doch auch meinen alten Kielmann! Kommen Sie nur, Doktorchen — kommen Sie, kommen Sie!"

„Herr Baron —"

Aber Tübingen hatte Freese in seiner etwas rauhen Courtoisie bereits unter den Arm gepackt und durch die geöffnete Tür geschoben. Der Kandidat fühlte sich in seiner schüchternen Hilflosigkeit tatsächlich einer Ohnmacht nahe. Er wußte, daß er sich tief und höflich verbeugte; aber er sah nicht, vor wem. Ein dunkles Wogen flutete vor seinen Augen auf und ab; er konnte nichts weiter erkennen, als ein helles Etwas, das war der Teekessel, der blitzblank in der Sonne leuchtete. Dafür hörte Freese um so deutlicher das sonore Organ des Barons.

(Fortsetzung folgt.)

Was möcht' ich?

Was möcht' ich haben?
Nur keine Sorgen.
Was möcht' ich sehen?
Den nächsten Morgen.
Was möcht' ich trinken?
Was mich kräftigt.
Was möcht' ich sein?
Stets sehr beschäftigt.
Was möcht' ich essen?
Was mir bekommt.
Was möcht' ich tun?
Was allen frommt.
Was möcht' ich kennen?
Des Lebens Sinn.
Wie möcht' ich aussehen?
So wie ich bin.
Was möcht' ich hören?
Gute Musik.
Was möcht' ich meiden?
Die Politik.
Was möcht' ich schreiben?
Was leicht zu deuten.
Wo möcht' ich sein?
Bei lieben eLuten.

— **Ein Verzweifelter.** Studiosus (zu seiner Angebeteten): „O, Emilie, ich hätte mich Ihretwegen schon längst ins Wasser gestürzt, wenn ich gegen dasselbe nicht eine so große Aversion hätte!"

— **Zukunfts-Annonce.** „Intelligenter Herr, der ein Geschäft selbst ständig zu führen vermag, gesucht. Offerten mit Photographie des Gehirns an die Exped. d. Bl. unter „Logik" erbeten."

— **Gefaßt.** Professor (der bei einer Gebirgstour abstürzt und unten einen ebenfalls verunglückten Collegen vorfindet): „Ah, grüß Gott, Herr College! Sie warten wohl schon lange auf mich?"

— **Böse Erinnerung.** Dramatiker (auf der Sommerreise): „Wirklich, das war sehr rücksichtsvoll, daß die Lokomotiven nicht mehr pfeifen, jetzt hat man erst einen rechten Genuß von der Reise!"

Die Kugel.

Skizze von Fritz Müller.

Ich lernte ihn auf der Hochschule kennen. Larinka hieß er. Bevor ich ihm vorgestellt wurde, flüsterten sie mir zu:

„Wissen Sie auch, was das für ein Mann ist? Dem Mann sitzt eine Kugel in der Brust. Aufstand im Osten — Barrikaden — Freiheitskämpfer . . ."

„Aber warum ziehen sie ihm die Kugel nicht heraus?" sagte ich.

„Er sagt, das sei gefährlich."

Darauf ward ich ihm vorgestellt. Und ich habe ihm mit scheuer Bewunderung die Hand gegeben. Ein Student mit einer Kugel aus einem Barrikadenkampf in der Brust — es durchrieselte mich.

Und nicht nur mich allein. Sondern alle Leute, die ihn kannten. Keiner in der Stadt ward mit größerer Achtung begrüßt. Fremden wurde er von fern gezeigt:

„Seht, das ist er."

„Wer?" fragten sie.

„Ei, der Mann mit der Kugel in der Brust, der . . ."

Den meisten Eindruck aber machte diese Kugel auf die Frauen. Den Studentinnen ward Larinka ein schwärmerisch verehrter Gott. Aber auch die Frauen draußen sahen den Berühmten mit großen heißen Augen an. Sie hatten alle keinen Liebsten, der mit Larinka sich hätte messen können. Es war kein zweiter Mann in unserer Stadt mit einer Kugel in der Brust die er auf Barrikaden . . .

Und Larinka wandelte unter den Menschen, die sich nach ihm umwandten, mit einem unwandelbaren Gesicht. Oder er saß im Seminar in unnahbarer Ruhe. Und es sah aus, als kümmere ihn alle die Bewunderung nicht einen Pappenstiel.

„Ich laß mich hängen," sagte einer, „wenn er nicht insgeheim doch alle die Bewunderung einkassiert und Buch darüber führt."

„Pfui!" sagten wir. „Sie sind halt neidisch, daß Sie nicht auch mit einer Kugel in der Brust, die Sie auf Barrikaden . . ."

Da schwieg er.

Manchmal, wenn unsere Fröhlichkeit auf Kneipen oder sonstwo in die Höhe schoß und sich studentisch überkugeln wollte, verzog Larinka plötzlich sein Gesicht ein wenig. Und das dämpfte unsere Fröhlichkeit im Handumdrehen auf den Mollakkord.

„Seht, seht," flüsterte es unter uns, „jetzt schmerzt ihn wieder die Kugel in der Brust . . ."

Und wir wurden trübsinnig und ergingen uns in weltschmerzlichen Gesprächen. So daß der Alkoholkonsum zurückging, und der Wirt uns das Lokal kündigte.

Einmal aber — es war im letzten Semester — begab es sich, daß Larinka mit ein paar schmerzhaften Augenaufschlägen die Verlobte eines jungen Doktors ausspannte. Glatt ausspannte.

Der Doktor kam in fürchterliche Wut.

„Ich hau' dem Kerl eine 'runter!" rief er.

Wir versuchten, ihn zu beruhigen. Wir sagten ihm, daß es nicht gut anginge, einem Menschen mit einer Kugel in der Brust, die er auf Barrikaden . . .

„Ach was!" unterbrach er uns, „Kugel in der Brust — Kugel hin und Kugel her — er ist ein schlechter Kerl — und ich hau' ihm doch noch eine runter, wenn ich ihm begegne . . ."

Wir waren entsetzt über den pietätlosen Leipziger.

Und dann kam, was kommen mußte.

Der Leipziger Doktor sah Larinka auf der Straße, ging drohend auf ihn zu — Larinka wurde blaß, machte einen verdrehten Schritt nach rückwärts, rutschte übern Randstein — und da lag er stöhnend mit einem ausgerenkten Fußgelenk am Boden.

Wir brachten ihn ins Spital. Wir wichen nicht von seiner Seite, bis er im Bette lag. Wir kamen wieder am anderen Tage. Es war Fieber eingetreten.

„Herr Doktor," sagte einer düster zu dem Arzte vor der Tür, „Herr Doktor wie ist das mit dem Fieber bei unserem Larinka . . ."

„Herr Doktor, wir halten es für unsere Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das Fieber bei Larinka auch von einer Kugel kommen könnte, die ihm in der Brust sitzt — hier an dieser Stelle — eine Kugel, wissen Sie, Herr Doktor, die er auf den Barrikaden . . ."

„Hm," sagte der Arzt, „ich werde einmal sehen. Ich werde ihn mit Röntgenstrahlen untersuchen. Ich danke Ihnen, meine Herren."

Und als wir wieder kamen, trafen wir den Arzt im Vorzimmer. Er lachte über's ganze Gesicht.

„Das mit der Kugel, meine Herren, das ist so eine Sache — es ist nicht die Spur von einer Kugel da, und es ist niemals eine dagewesen."

Mache von deinem guten Gedächtnis nicht immer Gebrauch.

Die Praxis des Arztes.

Skizze von Dr. Max Nassauer.

„Bitte, Herr Doktor, bleiben Sie heute ein paar Minuten länger", sagte die junge Frau Julia, die im spitzenumsäumten Hemde im Bette lag. „Ich weiß ja, daß noch eine Unmenge von Patientinnen auf Sie wartet und da Sie wenig Zeit übrig haben. Und wenn Sie bei all Ihren Kranken lange verweilen würden, kämen Sie wohl erst spät in der Nacht zu Ihrer armen Frau nach Hause. Aber heute habe ich ein gar so großes Plauderbedürfnis. Es ist zu langweilig im Bett, nachdem ich doch schon fast gesund bin."

Dr. Erwin, der sich zum Gehen erhoben hatte, setzte sich lächelnd wieder ans Bett der jungen Frau.

„Ja, gnädige Frau, wenn wir Aerzte Herren unserer Zeit wären und frei disponieren könnten, dann käme der Mensch in uns besser zum Vorschein. Sehen Sie, wenn wir ganz junge Aerzte sind und noch nicht viel zu tun haben, sind wir stets bessere Berater für unsere Kranken. Wir haben mehr Zeit, uns ihnen zu widmen. Da kommt für unsere Kranken mehr aus unseren Herzen heraus, und so kommen wir ihnen menschlich näher. Und das ist sehr richtig für die Behandlung! Später aber, wenn wir mehr in Anspruch genommen sind, treibt uns die Hast und der Mangel an Zeit viel zu schnell vom Bette der Kranken. Zu schnell für uns, zu schnell für die Kranken."

„Sie müssen doch so den Tag über erschreckend viel Besuche zu absolvieren haben", frug die junge Frau. „Es muß Ihnen recht zuwider werden, all die Klagen anhören zu müssen und für jeden einzelnen Menschen sich wieder zu interessieren, ihm zuzuhören und Antwort zu geben. Was bleibt da eigentlich für Ihre junge Frau übrig?"

Dr. Erwin fuhr mit der Hand über seinen schöngepflegten, blonden Vollbart und lächelte: „Es ist auch gewiß kein Vergnügen, die Frau eines Arztes zu sein, Gnädige. Wenigstens dann nicht, wenn die Frau nicht an seinem Beruf von innen heraus teilnimmt. Die Arztesfrau wäre besser ledig geblieben, die an seinem Beruf nur sieht, daß der Mann den ganzen Tag von Bett zu Bett kranker Menschen geht und dort an Angelegenheiten teilnehmen muß, für die er zu Hause nur stillschweigendes Lächeln hat. Und wie mag erst die Arztesfrau ihr Schicksal bedauern, die als junges, verwöhntes Mädchen glaubte, in der Ehe wenigstens eine ungestörte, friedliche Nachtruhe neben ihrem Manne genießen zu können. Da aber klingelt das Telephon mitten in der Nacht, so daß der armen Frau vor Schreck das Herz zu hämmern beginnt, und man holt den Mann hinweg zu irgendeiner fremden Frau — — die vielleicht Leibschmerzen hat."

Frau Julia dachte in diesem Momente daran, daß sie Dr Erwin doch einmal in der Nacht holen lassen müsse.

Dann frug sie ihn: „Bekommen Sie nicht mit der Zeit einen Ekel vor allem, vor den Menschen, besonders den Frauen?"

„Ob uns vor der Menschheit ein Widerwillen erfaßt? Nein. Vielmehr lernen wir das Menschendasein immer mehr in seiner Nichtsbedeutung erkennen, und wir werden gleichgültiger gegen die Grausamkeiten der Natur, gleichgültiger gegen Leid und Freud. Unsere Leidenschaften werden gemäßigt, weil uns nichts mehr leidenschaftlich macht. Wir werden kälter gegen die Reize der Frauen, weil niemals ein Reiz im Alltäglichen liegt. Wir werden kälter gegen die Idyllen der Menschheit, die aus Schwäche oder aus Stärke entspringen können — wir sehen sie allzu oft . . ."

„Da ist es doch eigentlich ein Unglück für den Menschen im Arzt, wenn er eine große Praxis hat?"

„Dem ist auch in gewisser Beziehung so, gnädige Frau. Nur derjenige Arzt kann den Menschen in sich konservieren, der die Zeit übrig behält, den redenden und kämpfenden und sich wehrenden Mitmenschen, den Menschen in ihrer Schwäche, auf ein paar Stunden im Tage zu entfliehen in eine stumme Einsamkeit mit sich. Die muß er benutzen zu einer Aussprache mit der Musik, mit der Dichtung oder auch mit der Natur . . ."

„Und wie bekommt man eine große Praxis, Herr Doktor?"

Dr. Erwin lachte: „Ja, wenn es ein Rezept gäbe, dann wäre gar manchen Kollegen geholfen. Es spielen viele Zufälligkeiten mit. Ein wenig Glück ist die Hauptsache. Dann, das Glück festhalten mit seiner Persönlichkeit; und, zum letzten, ein Können."

„Wirklich? Das Können kommt in letzter Linie? Ich meine doch, daß der Arzt vor allem etwas wissen muß?"

„Das sollte man meinen. Ich aber versichere Sie, daß von denen, die am meisten gelernt haben, gar viele draußen in der Praxis nicht bestehen. Das können und Wissen wird nicht erkannt. Das gilt nicht nur für die Medizin."

„Nach diesem Ihrem Ausspruch, Herr Doktor, darf ich gar nicht mehr fragen, auf welchem Wege Sie Ihre Praxis erlangt haben?"

„Glück, Glück und Zufall, Gnädige. Sehn Sie, gerade in Ihrem Hause, im 3. Stock, hauste beim Herrn Ziegler eine Köchin."

„Ach, die Grete, die ins Wasser gegangen?"

„Ja, eben diese. Sie ist vor vielen Jahren zu mir gekommen. Sie war eine hysterische Person, bei der ich mit Sorgfalt und Mühe auf ihre Klagen einging . . . ich hatte nicht viel anderes zu tun. Sie schickte — von mir begeistert — mir ihre kranke Milchlieferantin. Diese wieder sprach von mir bei den Dienstmädchen, die bei ihr die Milch holten. Die Dienstboten sprachen mit der Kammerzofe, diese mit ihren Herrschaften; die Modelle mit den Malerinnen — kranke Frauen verwinkeln so oft den Rang- und Standesunterschied, weil es die Natur auch tut — und diese waren mir Wurzeln für eine bessere Klientel. Der dem Weibe angebotene Beruf macht sie unter sich alle gleich. Frauen verbergen viel weniger ihre Krankheiten vor einander als die Männer.

Und auch nicht ihre Aerzte. Ich bin allerdings auch sicher, daß eine weibliche Patientin, die mich hassen zu müssen vermeint, ebenso eifrig vor mir warnt, wie die, die mich lieben zu müssen glaubt, das Gegenteil tut. Unter den Frauen haben wir unsere Hasser und Gönner. Sie fühlen sich als unsere Protektoren, betrachten uns als ihr Eigentum. Wenn sie können ihrem Arzt winken, und er kommt. Sie wissen z. B. nicht, wohin spazieren gehen . . . da fällt ihnen der einzige Mann ein, den sie anstandslos besuchen können, und da haben sie plötzlich ein interessantes Kopfweh, das sie dem teilnehmenden Manne auseinandersetzen. Wer da zuzuhören imstande ist, der reüssiert besser als der, welcher das Staatsexamen mit Note 1 gemacht hat."

Frau Julia sah ihren klugen Arzt an, sagte aber nichts.

Dr. Erwin stand auf: „Verehrte gnädige Frau", sprach er mit sonorer Stimme, „lassen Sie sich heute die Sonne in dies Zimmer scheinen und in Ihr Herz. Einer anderen Medizin bedürfen Sie heute nicht."

„Das sagen Sie wohl heute noch all Ihren Patientinnen?" antwortete die hübsche Frau mit einem warmen Aufschlagen der Augen.

„Die Sonne ist groß und warm", erwiderte der Arzt, „und kann viele Unglückliche und Kranke auf einmal erwärmen, gnädige Frau." Er beugte sich zu ihrer Hand, die er zart küßte. „Man muß die Sonne lieben." — Dr. Erwin verließ das Zimmer.

. . . Die junge Frau lag lange in der Sonne, die warm über das Bett flutete.

Dann dachte sie an ihre Freundin Klara, die krank war: „Ob ich ihr nicht einmal Dr. Erwin empfehlen soll? Wie hat er doch gesagt: wenn uns die Frauen lieben, dann empfehlen sie uns bei ihren Freundinnen? Tüchtig ist er. Er wird sie gesund machen. . ."

Dann aber lächelte sie: „Nein, meine liebe Klara, bleibe du bei deinem alten Medizinalrat . . . ich werde mich hüten, dir Dr. Erwin zu empfehlen. Dann wird er noch weniger Zeit haben, bei mir zu bleiben. . ."

Und Frau Julia schloß die Augen und rechnete, daß noch 24 Stunden vergehen würden, bis Dr. Erwin wieder zu ihr kommen würde, um mit seiner schmalen, feinen Hand ihren Puls zu fühlen, mit ihr zu sprechen, mit seiner tiefen, klingenden Stimme, und die warme Sonne recht in ihr Herz scheinen zu lassen.

Und schon überlegte sie einen Grund, um ihn einmal nachts aus dem Bette klingeln zu lassen zu ihr.

Dr. Erwin aber fuhr in seinem Wagen zur nächsten Patientin und war sehr stolz auf seine Menschenkenntnis, besonders auf seine Kenntnis der Frauen.

Die Mutter.

Von Berta Hallauer.

Es huscht der letzte Tagesschein
Schon leis entlang den Wänden.
Die Mutter liegt im Totenschrein
Mit Blumen in den Händen.
Wie hat verzweifelt Tag und Nacht
Sie mit dem Tod gerungen,
Und doch hat ihres Herzens Schlag,
Den warmen, er bezwungen. —

Nun hält das Haus im Dämmerlicht
Still seine Totenfeier,
Der Schläferin aufs Angesicht
Legt es die zarten Schleier
Als hielt die Grabesruhe schon
Sie fest und tief umfangen.
So ist jedweder Laut und Ton
Aus ihrer Näh' gegangen. —

Da klagt auf einmal vor der Tür
Ein Stimmchen, — zag und bange,
O, Mütterlein, — ich will zu dir,
Wie schläfst du doch so lange. —
Ich will zu dir, — und nimmermüd
Die kleinen Hände klopfen. —
Sagt — fiel nicht vom gebrochnen Lid
Der Mutter noch ein Tropfen? — —

Giftgefahr durch Jagdschrot

Neue Angaben über Bedrohung wilder Wasservögel.

Alle Entenjäger — nur in wörtlichem Sinne zu nehmen — und viele andere dürften mit großem Bedauern die Kunde vernehmen, daß amtlichen Berichten zufolge wilde Enten und sonstige Wasservögel Nordamerikas mitunter, ohne von Blei des Jägers getroffen worden zu sein, an Blei-Vergiftung sterben. Und noch größer soll die Zahl der Wildvögel sein, welche sich zwar von der Vergiftung erholen, aber dauernden Schaden nehmen!

Als Ursache dieser merkwürdigen Vergiftungen wird das Verschlucken verirrter Jagd-Schrotkugeln erklärt, welche irgendwo in der Nähe von Jagdgründen in den Schlamm gefallen sind. Wie es scheint, verschlucken die Vögel solche Schrotkörner lediglich aus demselben Grunde, aus dem sie Steinchen und andere kleine, harte Gegenstände gelegentlich aufpicken und schlucken, nämlich um sogenannten Grit ("grit") in den Magen zu kriegen. Jedem Geflügelzüchter ist ja diese Erscheinung wohlbekannt, obgleich dabei schwerlich jemals Schrote verschluckt werden.

In einem Bulletin des Ackerbau-Departements wird ein diesbezüglicher Bericht des Amtes für biologische Forschung wiedergegeben, welcher darauf hinweist, daß Meldungen über solche Vergiftungen schon seit mehreren Jahren von Zeit zu Zeit eingelaufen sind. In neuester Zeit scheint sich aber das Uebel noch beträchtlich vergrößert zu haben und zum Teil sogar den Bestand der Wasservogelwildes zu bedrohen!

Das biologische Amt nahm in Untersuchung verschiedener ausgedehnter Jagdgründe vor. Es stellte fest, daß an Plätzen, wo großenteils hinter Blenden hervor auf die Vögel geschossen wird, die verirrten Schrotkügelchen auf dem Grunde seichter Gewässer besonders zahlreich sind, — ja so zahlreich, daß man so ziemlich in jedem Siebvoll Schlamm ein oder zwei Schrote findet.

Des weiteren ergaben Experimente, daß verschluckte Schrote sich allmählich im Magen abreiben, in die Eingeweide gelangen und eine Vergiftung hervorrufen, welche zu Lähmung und bei ungestörtem Verlauf meistens zum Tode führt. Man experimentierte vorzugsweise mit Wasservögeln, welche jung gefangen und in der Gefangenschaft aufgezogen worden waren, ja, daß die Möglichkeit ausgeschlossen erschien, daß dieselben schon frühe Blei geschluckt hätten. Diese Versuche zeigten, daß die Aufnahme von sechs Schroten No. 6 stets eine tödliche Wirkung hat. In einer Anzahl Fälle genügten dafür schon zwei oder drei Schrote. Ja, in einem Fall verursachte schon ein Schrot den Tod binnen neun Tagen.

Nun ist es wahr, daß viele der Vögel, namentlich Wildenten, schließlich das Gift größtenteils ausstoßen und mit dem Leben davonkommen — aber auch auch dann wird die Fortpflanzung ernstlich geschädigt. Viele der leidenden Weibchen legen unfruchtbare Eier; in anderen Fällen stirbt das Embryo in der Schale oder wenn es auch ausschlüpft, ist das Tierchen nicht lange am Leben. Die vergifteten Männchen sind zu schwach und vielleicht fortpflanzungsunfähig.

Bis jetzt kann leider herzlich wenig zum Schutz der Wasservögel getan werden; und es läßt sich kaum ein Mittel ersinnen, dem Uebel gesetzlich beizukommen. Doch will man fortfahrend alle noch weiterhin erhältlichen Tatsachen über das Leiden und seine Symptome veröffentlichen in der Hoffnung, endlich doch eine Handhabe zur Bekämpfung des Gemeinschadens zu finden. Auf Mithilfe der Sportsleute selbst wird ebenfalls gerechnet.

Großfeuer. Ein Großfeuer im Hafen von Duisburg vernichtete umfangreiche Güterlager der holländischen Firma William Poll, große Holzvorräte, Dörrgemüse und Futtermittel der Reichsstelle für Gemüse und Obst. Der Gesamtschaden beläuft sich annähernd auf drei Millionen Mark.

Waffenschiebung. Sechstausend Militärgewehre sollten aus dem Artilleriedepot in Minden i. Westfalen nach Polen verschoben werden. In einem Mindener Hotel wurde der Vertrag abgeschlossen, wonach die Vermittler allein 2 Millionen Mark Provision erhalten sollten. Der Vertrag war bereits unterschrieben und die Käufer hatten schon eine halbe Million Mark bar auf den Tisch des Hotelzimmers gezahlt, als ein Berliner Kriminalbeamter, gefolgt von Mitgliedern der Mindener Polizei, mit der Pistole in der Hand in das Zimmer trat und die ganze Gesellschaft verhaftete. Am stärksten belastet erscheint der Zeugfeldwebel Mayer in Minden, ein Kaufmann Brandt aus Paderborn und ein gewisser Wasserpfing aus Berlin.

— **Benzinadel.** „Eine Schande ist das mit meinem Bruder; denken Sie sich, der Kerl heiratet aus einer — Fußgängerfamilie."